

Egbert Scheunemann

Die Entdeckung der Hölle

Roman¹

LESEPROBE

Kapitel I „Unter den Linden“; die ersten 9 von 25 Seiten. **Kapitel XXIV**: „Des Menschen Hirn“; die ersten 3 von 15 Seiten.

Zusammenfassung/Buchrückentext:

Anton Stein ist Politikwissenschaftler und Philosoph. Und Wahrheitsfanatiker. Das macht ihn unbeliebt. Als gefürchteter Polemiker hat er sich fast mit dem gesamten Wissenschaftsbetrieb verkracht. Kaum noch ein Verlag publiziert seine Bücher, kaum noch eine Fachzeitschrift druckt seine Artikel. Das Sozialamt ist inzwischen weit öfter sein Aufenthaltsort als die Hamburger Universität, deren Lehrbeauftragter er einmal war.

Als er im Hamburger Schanzenviertel eine junge Frau aus dem linksautonomen Spektrum kennenlernt, verändert sich sein Leben radikal. Anton findet sich plötzlich in Mitten jener Politik wieder, die er bislang nur als Beobachter von außen betrachtet und analysiert hat. Er verstrickt sich mehr und mehr in eine Geschichte, die ihm zunächst äußerst reizvoll, weil ganz phantastisch und unglaublich erscheint. Schnell aber und immer tiefer steuert sie in ein sein Leben immer bedrohlicher umschlingendes Geflecht aus manischer Liebe, ökonomischer Macht, politischer Gewalt und ideologischem Irrsinn. Sie führt zu einer Katastrophe, die schließlich ein ganzes Land verändert.

¹ BOD-Verlag, Hamburg-Norderstedt, **2. Auflage 2009**, ISBN 978-3-8370-4295-5, 316 Seiten, 19,80 Euro.

*Der Wahrheit,
der Freiheit,
der Lust!*

I. Unter den Linden

Der Kaffee war vortrefflich wie immer. Feinster Schaum, kein Espresso, normaler Kaffee, aber puderfein gemahlen durch die Maschine gepresst. Wenn er nachmittags draußen im *Café Unter den Linden* saß, bestellte er immer eine Tasse Kaffee. Ganz gewöhnlichen Kaffee mit einem großen Glas Leitungswasser. Keinen *Latte macchiato* oder anderen modischen Firlefnanz. Sobald etwas in Mode kam, kulinarisch, musikalisch oder was die Garderobe betrifft, verweigerte er sich. Störrisch fast. Weil er sich sonst vorkomme wie ein Stück Herdenvieh, sagte er sich immer wieder. Und anderen, wenn sie's hören wollten.

Als er vor ein paar Jahren im Hamburger Universitätsviertel im *Café Backwahn* saß, in dem er früher, als er noch Arbeit hatte, regelmäßig, und zwar köstlichst, zu Mittag aß, fragte ihn die Bedienung nach dem Essen, ob er auch einen *Latte* wolle, nachdem am Tisch dicht nebenan drei jüngere, gut aufgelegte Damen reihum einen bestellt hatten. Nein, gab er spontan und leicht hämisch zurück, er habe morgens schon eine *Latte* gehabt. Jetzt tät's auch ein Espresso. Wie immer halt.

Kaum ausgesprochen, bereute er seine Worte. Aber er kannte die Bedienung, die gerade vor ihm stand, zum Glück seit Jahren. Ein junger, freundlicher, intelligent aussehender Mann, der wohl sein Studium durch Kellnern finanzierte. Er kicherte verschmitzt. Die drei gut aufgelegten jungen Damen gleich nebenan hatten zum Glück nichts gehört. Oder sie überspielten es perfekt.

Zuhause zuckerte er seinen Kaffee nie. Nur wenn er im Süden war, im Urlaub, in Griechenland etwa, wie so oft. Da passte das: kräftiger Kaffee, klein, stark und zuckersüß. Und wenn er draußen im *Unter den Linden* unter den Linden saß, da passte das auch. Nicht zu zurückhaltend Zucker und einen wohldosierten Schuss Milch. Das Ergebnis rehbraun. Wunderbar. Anregung für den Schädel, für die zweite der in der Regel drei täglichen Lesesitzungen.

Wenn es das Wetter zuließ, saß er eigentlich jeden Tag nachmittags ein, zwei Stunden zum Schmökern in seinem Stammcafé. Dem Klimawandel sei Dank, war das inzwischen fast ganzjährig möglich – im ehemals verregneten, nasskalten Hamburg. Im Winter natürlich dick eingepackt und in Decken gewickelt, die zum Service des Cafés gehören. Auch wenn es regnete, konnte er unter der Markise auf der Terrasse sitzen. Allein fand er eigentlich immer einen Platz, auch am Wochenende, wenn es voll und eng war, oder wenn es zu regnen anfang und alles nach drinnen stürzte oder unter das schützende Vordach kroch.

Auch an jenem Tag, dessen Folgen sein ganzes Leben ändern sollten, setzte er sich vorsorglich unter die Markise. Dicke schwarze Wolken hingen

am Himmel. Es war unglaublich warm für die Jahreszeit. Das erste Wärmegewitter des Jahres schien sich zusammenzubrauen – wenige Tage nach Ostern.

Er nahm es gelassen bis sarkastisch. Seine Doktorarbeit und Habilitationsschrift hatte er zum Thema Demokratisierung, Humanisierung und Ökologisierung der Industriegesellschaft geschrieben. Berge von Literatur hatte er über Jahre gewälzt, um Wege zu einer ökologisch und sozial nachhaltigen Ökonomie und Gesellschaft aufzufinden und aufzuzeigen. In zwei dicken Bänden hatte er sie ausformuliert, insgesamt über 1300 Seiten stark. Das eine Buch erschien vor siebzehn Jahren, das andere vor zwölf, beide ebenso inhaltlich hochwissenschaftlich wie formal, hier und da zumindest, polemisch formuliert. Deswegen von vielleicht hundert Menschen gelesen – weltweit – und ansonsten ignoriert.

Inzwischen schwätzten alle vom Klimawandel, in Politik und Medien, im Bekanntenkreis und selbst am Biertisch. Er blinzelte mürrisch bis höhnisch zum Himmel. Stolz war er nicht auf das Eintreten seiner und so vieler anderer Kritiker Warnungen und Prophezeiungen. Aber egal, sagte er sich. Sein Thema war das nur noch am Rande. Er hielt sich selbstverständlich auf dem Laufenden. Die Lektüre entsprechender Artikel in Fachzeitschriften und allgemeiner Presse war Pflicht. Und hier und da ein Buch zum Thema, immer wieder. Aber etwas wirklich Neues las er nur noch selten. Deswegen hatte er sich in den letzten Jahren auf ganz andere Probleme gestürzt, auf Themen, die ihn schon immer interessierten – Naturphilosophie, Theoretische Physik, Sprachphilosophie, Erkenntnistheorie. Und Musik natürlich.

Und leider auch auf die reale Politik. Fast drei Jahre engagierte er sich mit aller Kraft in der *Neuen Linken*. Die hatte sich 2004 gegründet, weil es eine parteipolitische Alternative zum neoliberalen, kapitalhörigen Mainstream der etablierten Parteien in Deutschland nicht mehr gab. Weil es eine Sozialdemokratie, die ihren Namen verdient, nicht mehr gab. Und weil sich die ehemals systemkritischen Umweltbewegten, sobald sie Partei geworden und in Regierungen eingetreten waren, in eine angepasste Mitläufertruppe verwandelt hatten. Richtig wütend konnte er werden, wenn er daran dachte, dass er lange Jahre daran gearbeitet und dafür geschrieben hatte, dass es zu einem Bündnis der alten Arbeiterbewegung mit den neuen sozialen Bewegungen kommt, dass sich die soziale Problematik mit der ökologischen verbindet und sich in humaner und naturverträglicher Weise löst. Vom Ökosozialismus gar hatte er mit anderen schwadroniert.

Dann machten 1998 die Roten und die Grünen in der Tat gemeinsame Sache – und Sozialleistungskürzungen, wachsende Arbeitslosigkeit und Armut und Steuergeschenke über Steuergeschenke für die Reichen waren das Ergebnis.

„Ist bei ihnen noch ein Platz frei?“

Er las gerade seinen jüngsten Artikel Korrektur, in dem er der *Neuen Linken* vorwarf, einen Anpassungskurs an den etablierten politischen Mainstream in

fünfzehn Monaten durchgezogen zu haben, für den die Ökogrünen immerhin fünfzehn Jahre gebraucht hatten.

Als er realisierte, dass er angesprochen worden war, zog er sein Papier beiseite – und sah zunächst Springerstiefel. Als er den Blick nach oben richtete, lächelte ihn eine junge Frau an, eine Art Punkerin, vielleicht auch eine Gruf-tesse. So schnell konnte er das nicht einschätzen. Er muss auf jeden Fall etwas verdattert ausgesehen haben, denn die junge Frau wiederholte:

„Entschuldigung, ist hier noch ein Platz frei?“

Er schaute sie noch immer leicht abwesend und fast entgeistert an. Im Hamburger Schanzenviertel, in dem er seit gut zwanzig Jahren lebte, hatte er permanent Kontakt mit Punkern, Autonomen und Gruftis. Das war nichts Neues. Aber irgendetwas hatte diese junge Frau an sich, das anders war. Sie sah aus wie eine, nun, wie sollte er sagen: Edelpunkerin vielleicht – regelrecht gestylt und eigenwillig, aber ausnehmend gut und geschmackvoll gekleidet.

Und sie war ungemein schön, wie er langsam erfasste: südländisches, schmales, ebenmäßiges Gesicht, fast einer Pharaonin gleich, die Haare mit einem breiten, schwarzen Tuch turbanartig noch oben und hinten gebunden.

Die junge Frau musste inzwischen etwas schmunzeln. Ihre dunklen, fast schwarzen Augen wurden immer größer, ihr Blick immer erwartungsvoller.

„Unbedingt!“ Er stieß es hervor wie verbales Strammstehen. „Bitteschön!“ Er rückte seinen Stuhl etwas zurück, sodass er nun mit dem Rücken direkt zur Wand saß. Gleichzeitig schob er ihr den Stuhl zu seiner Linken entgegen. Sie setzte sich, drehte den Stuhl Rücken in Richtung Straße und griff nach der Getränkekarte.

Er konnte erst mal nicht seinen Blick von ihr abwenden. Sie saß ihm frontal gegenüber. Um nicht unhöflich zu wirken, versuchte er, sich wieder in sein Papier zu vertiefen. Es war nichts Ungewöhnliches, dass man im *Unter den Linden* einzeln am Tisch saß und las. Das machten viele, zu gewissen Tageszeiten und an bestimmten Tagen sogar die meisten. Spötter nennen das Café deswegen auch *Unter den Blinden* – weil die Leseratten dortselbst nichts mitbekommen von der sozialen Umwelt links und rechts oder maximal grimmig aufblicken, wenn es jemand am Nachbartisch wagt, laut aufzulachen oder sich anders als flüsternd bis dezent zu unterhalten.

Er konnte sich jedoch nicht mehr konzentrieren. Ganz und gar nicht. Nicht nur das ungewöhnliche Outfit und die Schönheit seiner unverhofften Tisch-nachbarin verhinderten das. Die junge Frau schien auch eigentümlich unruhig zu sein. Mehrfach schon hatte sie sich etwas verstohlen nach links und rechts gewandt, um die beiden kleinen Straßen – Juliusstraße und Lippmannstraße – , an deren Kreuzung das Café *Unter den Linden* liegt, kurz in Augenschein zu nehmen. Womöglich erwartete sie jemanden. Aber warum setzte sie sich dann mit dem Rücken zur Straße? Wieder zog er sein Papier vor die Nase.

Die Bedienung kam, Michel, der einzige, mit dem er gelegentlich ein Wort sprach, aber auch nur deswegen, weil er ihn beiläufig als guten Bekannten eines seiner besten Freunde kannte. Ansonsten genoss er die Anonymität, das

Unbehelligtsein, das ungestörte Lesen. Es hatte natürlich etwas Skurriles an sich, seit gut zwanzig Jahren regelmäßiger Gast eines Cafés zu sein, ohne, von Michel abgesehen, jemals mit irgendjemandem der dort Arbeitenden mehr als wenige Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht zu haben – und auch nicht mit anderen Stammgästen. Man grüßte sich freundlich. Das war alles. Die Vorstellung war ihm ein Grauen, im Café zu sitzen oder durch sein Viertel zu gehen und mit jedem fünften Passanten, da über die langen Jahre irgendwie bekannt, die neuesten privaten Belanglosigkeiten austauschen oder ein belangloses Schwätzchen über noch belanglosere Themen absolvieren zu müssen, höflichkeitshalber.

Michel näselte in seinem wundervollen französischen Akzent: „Was darf ich ihnen bringen?“ Er meinte natürlich die Schöne.

Sie bestellte keinen Latte macchiato – sondern ein Bier. Nachmittags um drei. Warum nicht. Vielleicht hatte sie Urlaub und betrieb Revolutionstourismus im Hamburger linksautonomen Schanzenviertel. Oder, schoss ihm durch den Kopf, womöglich hat sie gleich ein Blinddate, ist etwas aufgeregt und sediert sich deswegen mit einem Bierchen am helllichten Tage. Das könnte auch ihr geschmackvolles Styling erklären: edles Leder, ausgesuchte Accessoires, überflüssigerweise – bei ihrem Aussehen.

„Anton, möchtest du noch einen Kaffee?“

Anton guckte Michel verwundert an. Er trank nie mehr als eine Tasse Kaffee. Das wusste Michel genau. „Nein danke, mein Guter. Die Birne ist noch hellwach. Und fast blank bin ich zudem.“ Michel wollte wohl nur der jungen Frau mit seinem französischen Charme gefallen, dachte sich Anton.

Wieder versuchte er, sich in sein Papier zu vertiefen. Wieder gelang es ihm nicht. Von seiner Tischnachbarin sah er nur den Turban. Sie war ganz in ihrem Stuhl versunken und hielt noch immer die Getränkekarte vors Gesicht, obwohl sie schon bestellt hatte. Das kannte er. Wenn er in einem Restaurant oder einer Kneipe auf jemanden wartete – er war meist überpünktlich –, studierte er, wenn nichts anderes Lesbares greifbar war, die Karte bis in kleinste Details, von vorne nach hinten und von hinten nach vorne.

Genau in Blickrichtung, oberhalb des Turbans der jungen Dame quasi, bemerkte er plötzlich einen Mann, der auf dem Gehweg direkt hinter dem gusseisernen, grün umrankten Zaun der Terrasse stand und forschenden Auges zu ihnen herüber schaute. Der Mann drückte etwas, ein ganz kleines Handy womöglich, an sein linkes Ohr. Als er registrierte, dass Anton ihn sah, wandte er sich wie beiläufig nach links ab und verschwand hinter einer Linde aus dem Blickfeld. Anton sah noch, dass ein kleines gekordeltes Kabel vom Ohr über den Nacken in die Jacke des Fremden führte und dass der Mann im Weggehen kaum merklich seine Lippen bewegte.

Anton schwante jäh Düsteres. Er erinnerte sich daran, dass heute eine Demonstration vor der besetzten Roten Flora stattfinden sollte, dem Zentrum der Hamburger autonomen Linken gleich um die Ecke, oder womöglich schon stattgefunden hatte. Man wollte gegen den Umbau des im nahen

Schanzenpark gelegenen alten Wasserturms, der eigentlich unter Denkmalschutz steht, in ein Luxushotel protestieren und damit gegen die Verwandlung der Schanze, wie der Stadtteil auch heißt, in ein Schickimicki-Viertel mit steigenden Mieten und Verdrängung der alt eingesessenen, in der Regel sozial schwachen Bevölkerung – Studenten, Rentner, Arbeiter, Migranten.

Die Rote Flora am Schulterblatt 71, der zentralen Straße im Hamburger Schanzenviertel, wurde 1888 als Theater gebaut und auch lange Zeit als solches genutzt. Anfänglich hieß es *Tivoli-Theater*, dann *Concerthaus-Flora*, schließlich *Flora-Theater*. 1943 wurde es geschlossen und nur noch als Lager genutzt, 1949 nach grundlegender Renovierung wiedereröffnet und 1953 in ein Kino umgewandelt. Das machte Mitte der 1960er Jahre Pleite. Danach diente die Flora als Standort einer Hamburger Warenhauskette – nicht gerade stilgerecht.

Das dachte sich wohl auch ein bekannter Musical-Produzent. Ende der 1980er Jahre wollte er in der alten Flora das Musical *Das Phantom der Oper* zur Aufführung bringen, über lange Jahre und Jahrzehnte womöglich. Ein entsprechendes konsumorientiertes, an oberflächlichem Amüsement interessiertes bürgerliches Musical-Publikum wäre der soziale Kollateralschaden gewesen – im linken, alternativen, schmutzigen Schanzenviertel. Das sahen seine Bewohner ganz und gar nicht ein und die Autonomen am allerwenigsten. Sie besetzten das Gebäude kurzerhand. Seitdem heißt es *Rote Flora*.

Es folgten Jahre der Auseinandersetzung zwischen Polizei, Besetzern und sympathisierenden Demonstranten. Regelrechte Straßenschlachten fanden statt. Trotzdem konnten die Besetzer den Abriss des hinteren und größten Teils des Gebäudes im April 1988 nicht verhindern. Lediglich die – immer noch recht zahlreichen und großen – Räume im Eingangsbereich des Theaters und seine klassizistische, mit politischen Parolen übersäte Front blieben stehen und weiter besetzt.

Nach Jahren militanter Konfrontation verkaufte die Stadt das Gebäude 2001 überraschend an einen Investor. Und der versicherte den Besetzern, dass er am Status der Roten Flora nichts ändern wolle, die sich inzwischen zu einem linken, selbstverwalteten Kulturzentrum und eben zum Zentrum der Linksautonomen entwickelt hatte. Aus ihren Reihen stammt der sogenannte schwarze Block in Demonstrationen und rekrutieren sich die üblichen Verdächtigen, wenn bundesweit oder auch nur in Hamburg Razzien gegen imaginierte linke Terroristsympathisanten, Staatsfeinde und andere Chaoten durchgeführt werden.

Das Viertel verwandelt sich, wenn die Autonomen vor der Roten Flora demonstrieren oder die Polizei eine Razzia durchführt, in eine nahezu gespensische Szenerie – filmreife Kulisse für einen Politthriller der harten Sorte, nicht sonderlich weit entfernt von den Bildern, die man aus ehemaligen mittel- oder südamerikanischen Militärdiktaturen kennt: Hundertschaften martialisch ausgerüsteter Polizisten in gepanzerten schwarzen oder grünschwarzen Kampfanzügen, hinter Integralhelmen und Schutzschildern verschanzt,

den Gummiknüppel in der Hand oder noch am Halfter, Tränengas und Pfefferspray ebenso, inzwischen alle über Funk vernetzt, das Mikrofon hinterm Visier. Mannschaftswagen an jeder Ecke und in den Seitenstraßen in langen Reihen hintereinander. Laster mit Flutlichtanlagen auf der Ladefläche. Auf den Dächern spezieller Kombis Funkanlagen und Überwachungskameras für die Beweisermittlung. Wasserwerfer im sichtbaren, drohenden Hintergrund und immer wieder im schmerzbringenden Einsatz. Und mitten drin der schwarze Block der Autonomen, junge Menschen wie die meisten Polizisten auch – und wie die junge Frau, die Anton gegenüber saß.

Anton sah plötzlich, wie der Mann mit dem Kabel hinterm Ohr wieder von links die Straße hoch kam, forcierten Schrittes und mit zwei behelmtten Polizisten im Kampfanzug hintendrein. Und erst jetzt, als er ihren Gang in Richtung Eingang des Cafés und Terrasse verfolgte, sah er, dass sich schon zwei uniformierte Polizisten zur Lippmannstraße, also nach rechts hin postiert hatten.

Der Zivilbeamte ging direkt auf die Schöne zu. Die beiden behelmtten Polizisten blieben etwa zwei Meter hinter ihm stehen.

„Personenkontrolle. Bitte zeigen sie mir ihre Papiere.“ Der Zivilbeamte formulierte höflich, aber sehr bestimmt, während er seinen Dienstausweis in ihr Blickfeld streckte.

Die junge Frau schaute erschrocken auf das Dokument und dann zum Beamten hoch. Sie rückte sich auf ihrem Stuhl zurecht und suchte ebenso verlegen wie aufgeregt ihre Taschen ab. Vergebens.

„Es tut mir leid.“ Sie sprach mit erstickter Stimme. „Ich habe meinen Pass wohl zu Hause liegen lassen.“ Sie war völlig perplex.

„Ich muss sie dann leider bitten, uns zu einer Personenfeststellung zu begleiten.“ Der Zivilbeamte trat einen halben Schritt zurück, um ihr das Aufstehen zu ermöglichen.

„Aber sie können mich doch nicht einfach mitnehmen, nur weil ich...“
 „Das kann ich sehr wohl, wenn sie sich nicht ausweisen können.“ Der Zivilbeamte unterbrach sie forsch.

„Aber ich kann meine Tochter ausweisen.“
 Der Zivilbeamte drehte sich ruckartig zu Anton um, den er bis jetzt kaum wahrgenommen hatte: „Sie sind...“ Er sah ungläubig zwischen Anton und seiner vorgeblichen Tochter hin und her. „...sie sind der Vater dieser jungen Frau?“

„Zu meinem großen Glück. Was wollen sie denn von ihr?“ Anton spielte den leicht Empörten.

„Das tut hier nichts zur Sache. Könnte ich dann bitte ihre Papiere sehen?“ Der Zivilbeamte schien leicht verlegen zu sein. Sein Tonfall war nicht mehr so schneidend wie eben noch. Mit einer solchen Situation hatte er nicht gerechnet.

Anton zog ruhig seinen Personalausweis aus der Brieftasche und reichte ihn dem Beamten. Der schaute sich die Plastikkarte genau an.

„Sie heißen Stein, Dr. Anton Stein?“ Der Zivilbeamte sah Anton prüfend an.

„So ist es. Und könnte ich nun erfahren, was sie von meiner Tochter wollen?“

„Das tut noch immer nichts zur Sache. Wie lange sitzen sie schon hier?“ Anton zuckte leicht mit den Schultern und presste seine Unterlippe nach oben. „Eine gute Stunde. Vielleicht auch eineinhalb Stunden. Wieso?“

„Und ihre Tochter?“

„Ebenso lange. Aber warum fragen sie sie nicht selbst?“

Der Beamte überlegte kurz, wandte sich dann aber nicht zu ihr, sondern an die Gäste der Nachbartische, die sich schon wieder in ihre Lektüre vertieft hatten nach anfänglichem genervten, gelangweilten Aufblicken – gelangweilt, weil man in Sachen Präsenz der Staatsgewalt im Schanzenviertel geprüft ist über die Jahre. Auf's Härteste.

„Kann von ihnen jemand bestätigen, dass dieser Herr mit seiner Tochter seit über einer Stunde hier sitzt?“

„Aber natürlich kann isch das!“ Michel, Anton hatte ihn gar nicht kommen sehen, stand mit seinem Tablett einen guten Meter hinter dem Beamten, worauf dieser sich hastig umdrehte.

„Und wer sind sie?“

„Isch arbeite hier.“

„So, so. Sie können das also bezeugen? Können sie sich ausweisen?“

„Muss isch das als Ausländer inzwischen schon selber tun?“

Hinten in der Ecke lachte einer laut auf, unterdrückte seinen Ausbruch aber schnell durch gekünsteltes Hüsteln und pflichtbewusstes Weiterlesen. Anton begriff sofort, dass Michel einen Witz parodierte, den er ihm vor einiger Zeit erzählt hatte. In ihm bekommt ein konservativer Politiker dieselbe Rückfrage als Antwort auf seine Aufforderung, der türkische Käufer seines Gebrauchtwagens möge sich doch bitte ausweisen.

„Isch bin Staatsbürger von Fronkraisch.“ Michel legte sich richtig ins Zeug. „Und damit bin isch Bürger der Europäischen Union. In der Europäischen Union herrscht politische Freiheit. Liberté! Und Bewegungsfreiheit. Isch kann hier arbeiten, solange isch will. Sie können gerne meine Papiere sehen. Isch habe alles dabei. Einen Moment.“

Damit stellte er das Bier mit einem zuckerfreundlichen „Bitteschön, die Dame!“ auf den Tisch und entschwand.

Den Zivilbeamten schien das alles nicht mehr zu interessieren. Er stand schon während Michels wunderbarem Auftritt mit geschlossenen Augen und gesenktem Haupte da, Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand konsterniert an die Nasenwurzel gepresst. Kurz nach Michels Abgang wandte er sich zu den beiden Behelmtten, steckte mit ihnen die Köpfe zusammen und murmelte einige unverständliche Sätze. Einer der beiden Behelmtten schüttelte daraufhin leicht den Kopf und spreizte beide Unterarme, die Hände gen Himmel gestreckt.

Der Zivilbeamte griff sich wieder an die Nase, verharrte kurz, drehte sich um und sprach mehr zu Anton als zur Schönen: „Es handelt sich hier wohl um eine Verwechslung. Wir bitten um Entschuldigung.“

Damit eilte er samt seiner Behelmtten rechts in die Lippmannstraße und nahm im Vorbeigehen die dort postierten Uniformierten mit.

Als gleich darauf Michel mit seinen Papieren in der Hand wieder herauskam, war er ganz enttäuscht, die Beamten nicht mehr zu sehen.

„Was war das denn, Anton?“ Er hielt sich seine flache Rechte an die Stirn und gab sich selbst und allen anderen die Antwort: „So ein Schwachsinn!“

Michel machte kehrt und ging kopfschüttelnd zurück ins Café. Die Schöne saß sprachlos da. Sie wusste nicht recht, was hier und mit ihr eben geschehen war. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Ihr Gesicht ein einziges Fragezeichen.

„Warum haben sie das getan?“ Sie brachte es mit leiser Stimme gerade so über die Lippen.

Plötzlich war Anton, der sich bislang eher amüsiert hatte, die ganze Sache etwas unangenehm. Er zögerte kurz.

„Ich weiß auch nicht so recht.“ Er sprach kleinlaut, die Augen auf den Tisch geheftet. So verharrte er einige Sekunden.

Dann sah er wieder zu ihr hoch. Er konnte ihren Blick kaum ertragen. Ihr Gesichtsausdruck war eine Gemengelage aus völliger Verwunderung, Verwirrung und Erschrockenheit, aber auch aus Freude und Dank.

Das Quäntchen Dank machte Anton unsicher. Er konnte mit Lob noch nie gut umgehen. Er druckste.

„Sie sehen nicht unbedingt wie eine Verbrecherin aus!“
Der Gesichtsausdruck der jungen Frau veränderte sich keinen Deut.

„Und rein theoretisch könnten sie ja wirklich meine Tochter sein! Und...“
In diesem Moment fielen erste dicke Regentropfen auf die Markise. Wenige Sekunden später schüttete es aus den Wolken. Der Regen prasselte derart laut auf das schützende Vordach, dass an eine weitere Unterhaltung erst mal nicht zu denken war. Die meisten Gäste rannten samt Getränken und Zeitungen ins Café, die wenigen unter der Markise verbliebenen rückten so eng zusammen, wie es Mobiliar und Höflichkeit gerade noch erlaubten.

Auch die Schöne rückte näher heran. Sie saß jetzt nur noch einen guten halben Meter links von Anton.

„Und... was?“ Sie nahm das Gespräch sofort wieder auf, als der Platzregen nach kaum einer Minute ebenso schnell nachließ, wie er begonnen hatte.

Ihre plötzliche Nähe war Anton unangenehm. Verlegenheit befiel ihn, Schüchternheit fast.

Irgendetwas musste er jetzt sagen. Nach kurzem Nachdenken ergriff er die Flucht nach vorn. Er ruckelte sich in seinem Stuhl zurecht, guckte beiläufig nach links und rechts, um sich zu vergewissern, dass potenzielle Mithörer in gehörigem Abstand saßen – derer gab es inzwischen nur noch zwei, jeweils tief in ihrer Lektüre versunken –, und sprach schließlich mit zwar gedämpf-

ter, aber forscher Stimme: „Also, um ehrlich zu sein, wahrscheinlich wollte ich ihnen nur imponieren.“ Er hüstelte kurz. „Sie sind eine ungewöhnlich schöne Frau. Womöglich kam bei mir ganz unverhofft der Jäger und Sammler zum Vorschein...“ Er schmunzelte neckisch. „...auf meine alten Tage.“

Anton sah sie triumphierend an und war ganz stolz auf seine kecke Antwort.

„Und außerdem müssen sie vor allem Michel danken. Und auch den anderen Gästen, die tapfer mitgespielt haben. Es hat sie ja keiner verraten. Also...“ Er kratzte sich am Hinterkopf. „...alles halb so schlimm und kaum der Rede wert.“

Die junge Frau guckte, die Augen noch immer weit geöffnet, nun auch noch äußerst ungläubig – und lachte unverhofft herzlich auf, wohl um ihre Anspannung zu überspielen. Weil Sie dieses Auflachen aber in der nächsten Sekunde anscheinend als ganz ungehörig empfand, tippte sie kurz mit der flachen Hand auf den Mund.

„Was sind sie denn für einer? Ich finde das ganz wunderbar, was sie eben für mich getan haben. Andernfalls säße ich jetzt in einem Gefangenentransporter oder auf dem Polizeirevier – oder schon in der Zelle. Und sie sehen ganz und gar nicht so aus, als ob sie das nicht auch für eine ganz hässliche Frau getan hätten!“

„So? Da wäre ich mir aber nicht so sicher...“

„Ich glaube ihnen kein Wort!“ Sie konterte sofort. „Und außerdem sehen sie auch nicht unbedingt wie mein Vater aus.“

„Bin ich denn so hässlich?“

Sie musste laut auflachen...

XXIV. Des Menschen Hirn

Ulkig drollige fransenreiche Bällchen hoppelten ausgelassen von links nach rechts. Unten rot, oben gelb, mittendrin knallorange. Oder umgekehrt. Sattes, dunkles Himmelsblau atmete im Hintergrund, changierend in zarten Nuancen. Selbst die Bühne schien belebt. Alles schwamm ineinander und gruppierte sich neu. Farbinseln in kräftigem Rot und saftigem Grün tauchten auf. Aus dem Nichts. Und sie verschwanden wieder ins Nichts. Wildes Malen und Gestalten, die dreidimensionale Palette gleichsam selbst das raumfüllende Gemälde. Noch nirgendwo Struktur, Linie, Ecke, Kante, Winkel. Form und Inhalt gelöst, kubistisch dekalibriert und frei verfügbar. Williger Orchesterkörper für phantastische Kompositionen, endlose Variationen, unendliches Schöpfen und Schaffen. Für besessene Komponisten und Dirigenten.

Ein Körper schwebte mittendrin. Ein Menschenkörper. Kein vollständiger Menschenkörper. Wie wenn ein Mensch an sich selbst herunterschaut und sich nicht ganz erfasst. Er war nicht nackt und nicht gekleidet. Die Konturen seidig weich und zart umhüllt von einem Schleier wie transparente Firnis.

Der Körper fühlte sich als sein eigener. Und er fühlte und sah und dirigierte den Formenzauber und Farbenrausch im Raume ringsum – der atmen- den Bühne. Der Körper hatte virtuosos Können entwickelt im Komponieren und Dirigieren der Elemente seines Universums. Der Körper lebte, selten ru- hend, in einem einzigen Schaffensrausch – mal moderat, mal im kaum wahr- nehbaren Pianissimo, aber immer wieder aufbrausend zu Feuerwerk und Weltenbrand.

Der Körper spürte immer wieder auch ein fremdes Wesen. Es gehörte nicht zu seinem Universum. Der Körper wusste nicht, was es war. Er konnte es nicht sehen. Er fühlte es. Es streichelte ihn. Es liebte ihn. Es bewegte seine Glieder, die sonst nur im Raum schwebten und gar keinen Grund hat- ten, sich zu bewegen. Der Körper konnte sein Universum gestalten allein durch seine Willenskraft.

Der Körper mochte die Berührungen des Unerklärlichen. Er liebte sie. So sehr, dass er mitten im Konzert seinen Taktstock senkte und das Orchester sich selbst überließ, um unverhoffte Liebkosungen des Wesens zu genießen.

Der Körper grübelte und grübelte, wie er dieses Wesen erkennen – und wie er es gar kennenlernen könnte. Gab es womöglich ein anderes Universum jenseits seiner phantastischen Welt? Aber wie sollte er das herausfinden? Wie sollte er dort hingelangen? Und wollte er überhaupt seine wunderbare Welt verlassen?

Der Körper haderte. Der Körper war unschlüssig. Aber vielleicht wäre es möglich, bis an den Rand seines Universums zu schweben, um dort zu sehen, was ihn im Jenseits erwartet? Würde er sich vorsichtig dem Ende seiner Welt nähern und Furchtbares entdecken, könnte der Körper noch immer zurück- schweben.

Ja, so wollte es der Körper machen. Er wollte es wagen. Der Körper lernte Schritt um Schritt, seinen Willen nicht auf die Elemente in seinem Universum zu konzentrieren, sondern auf das Universum, den Raum, die Bühne, das atmende Blau des Hintergrunds selbst.

Es kostete den Körper viel Anstrengung. Er musste oft pausieren, sich erholen, neue Energie schöpfen. Aber der Körper lernte, wie er sich nur durch seine Willenskraft Millimeter für Millimeter im Raum bewegen konnte. Er lernte zu navigieren, zu beschleunigen, zu bremsen. Schritt um Schritt. Immer besser. Immer geschickter. Vor, hin, zurück. Nach links, nach rechts. Nach oben oder unten.

Es dauerte lange Zeit, bis der Körper sich selbst virtuos im Raum bewegen konnte.

Zwischendrin ließ es sich der Körper auch nicht nehmen, die Elemente sei- nes Universums mit seinem virtuellen Taktstock immer wieder zu wilden Kompositionen und Konzerten zu dirigieren. Als Entspannung, aus Freude, aus Daseinslust.

Und es waren nun Kompositionen und Konzerte möglich, die zuvor, als er noch regungslos im Raum schwebte, ganz unmöglich erschienen. Der Körper

schoß nun während eines Konzertes durch den Orchesterkörper und hielt inne vor Orchestergruppen oder Solisten, um sie anzustacheln zu ekstatischem Spiel und völliger Hingabe.

Der Körper war sehr zufrieden mit seiner neuen Fähigkeit. Allein – er hatte sie zu dem eigentlichen Zweck, zu dem er sie mühsam erlernt hatte, noch gar nicht genutzt. Er kostete die neuen kompositorischen und gestalterischen Möglichkeiten seiner neuen Beweglichkeit in vollen Zügen aus – und vergaß darüber fast jenes ursprüngliche Ziel. Oder verdrängte er es sogar?

Der Körper haderte erneut. Ihm war bange. Er hatte Angst vor der möglichen Welt jenseits seines Universums. Sollte er es wirklich wagen?

Die Berührungen des unerklärlichen Wesens waren aber so zart, so süß, so wunderbar, dass der Körper sich schließlich dazu durchrang, es zu versuchen – eine Reise an das Ende seines Universums.

Der Körper schwebte im Raum an seinem alten Platz. Er war sehr aufgeregt. Er zitterte und fühlte sich so lebendig wie nie zuvor. Jetzt musste es sein. Jetzt oder nie.

Der Körper fuhr los. Sehr langsam, sehr vorsichtig. Aber die Elemente im Raum und am Horizont veränderten kaum ihre Position.

Er beschleunigte, wurde immer schneller. Die Elemente flogen in immer kürzeren Zeitabständen an ihm vorbei. Der Körper beschleunigte immer mehr und schoß immer tiefer ins wunderbare Blau seines Universums. Es machte dem Körper einen Höllenspaß, so durch die Raumzeit zu sausen. Wenn er das nur früher gewusst hätte!

Der Körper hörte plötzlich ein Piepen. Irgendwoher. Er konnte es nicht orten. Der Körper drehte sich in Flugrichtung ein Mal um seine Achse. Ohne Erfolg. Das Universum in dem Bereich, den er gerade durchflog, schien einfach – zu piepen. Ganzheitlich und von allen Seiten. Warum auch nicht, sagte sich der Körper, und gab nochmals Gas.

Der Körper schoß weiter durch die Raumzeit, als er genau in Flugrichtung eine zunächst sehr kleine, dann aber schnell größer werdende Lichtquelle sah. Sie strahlte gleißendes Licht aus und erfüllte bald die halbe Raumkugel, in deren Zentrum er flog.

Anton riss die Augen auf...²

² Vorwort zur 2. Auflage:

www.egbert-scheunemann.de/Vorwort-Die-Entdeckung-der-Hoelle-Roman-Scheunemann-Version-2.pdf